

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

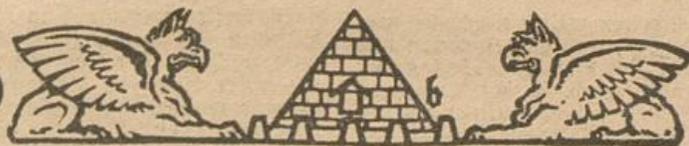
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932**

11.12.1932 (No. 50)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 50



11. Dez. 1932

## Hanns Baum / Die Begegnung in Bretten

Eine Episode aus dem Leben von Schillers Mutter. / Zu ihrem 200. Geburtstag am 13. Dez. 1932.

Es war am 21. November 1782, als der Briefträger von Gerlingen, in Württemberg (Amt Leonberg) gelegen, einen Brief zur Solitude hinanstrug, der für die Familie Schiller bestimmt war. Johann Kaspar Schiller, der Vater des nach Dagersheim bei Mannheim geflüchteten Sohnes, war hier oben eingezogen, um die Baumschule des Herzogs Karl Eugen zu verwalten. Der gestrenge Herr Intendant, der seit der Flucht seines Friedrich eine heimliche Wut über den „verfluchten Kerl“ hatte, war an jenem kalten Wintertage zufällig nicht daheim und die Mutter, die mit inniger Freude auf dem Poststempel gesehen hatte, daß das Schreiben von ihrem Fritz kam, öffnete mit zitternden Händen den Umschlag, entfaltete den Brief und ließ es geschehen, daß Christofine, ihre älteste Tochter, ihr über die Schulter hinweg sah, um den Brief mitzulesen. Was stand darin?

Mannheim, den 19. November 1782.

Beste Eltern!

Da ich gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf Zimmer weggehe, so wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns zu sprechen. Heute ist der 19., am 21. bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich / das mühte seyn / von Stuttgart weggehen, so könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthaus seyn, welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist, und Sie mich antreffen. Ist denke, Mama und die Christofine könnten am süßlichsten, und zwar unter dem Vorwand nach Ludwigsburg zu Wohlzogen zu gehen, abreißen. Nehmen Sie doch die Fischerin Wohlzogen auch mit, weil ich beide auch noch, vielleicht zum letzten mal, die Wohlzogen ausgenommen, spreche. Ich gebe Ihnen eine Carolin Reisegeld, aber nicht bald als zu Bretten. An der schnellen Befolgung meiner Bitte will ich erkennen, ob Ihnen noch teuer ist

Ihr ewig dankbarer Sohn

Schiller.

Kaum hatten Mutter und Tochter gelesen, was der ferne Fritz geschrieben, lagen sie sich auch schon in den Armen vor lauter Freude, den teuern Mann wieder zu sehen. Sie beschlossen also: dem Vater sagen wir die Wahrheit und die Fischerin und die Wohlzogen, die lassen wir hier; die haben nichts dabei zu tun; wir wollen ihn alleine für uns haben. Schade, daß Luise nicht ein paar Jahre älter ist, dann könnte die auch mitfahren. Was der Vater sagen wird? Das laß meine Sorge sein, ich werde dem alten Brummbar schon die Meinung sagen!

Als abends der Herr Intendant, der seinen guten Tag hatte, von dem Briefe und von der Fahrt hörte, wollte er zuerst aufbrausen und die Reise verbieten, doch endlich ließ er sich bewegen, Ja! zu sagen. Ihr möge man aber gefälligst in Ruhe lassen mit dem Ausreißer. Wenn ihr nicht in aller Frühe von Stuttgart mit dem Eilwagen abfährt, kommt ihr abends nicht mehr hin. Glückliche Reise!

Da packten die Frauen zusammen, was sie glaubten nicht entbehren zu können, und bestiegen am andern Morgen, als sich der erste schmale Lichtschein zeigte, die Privat-Chaise, die sie auf dem kürzesten Wege nach Stuttgart brachte, von wo aus sie im Eil-

wagen über Schwieberdingen, Baihingen an der Enz, Illingen, Maulbronn, Knittlingen nach Bretten fuhren.

Die Straße Nürnberg—Speyer über Heilbronn—Bretten mit den Nebenlinien Stuttgart—Knittlingen—Bretten und Karlsruhe—Pforzheim, die sogenannte untere Nürnberger Straße, war im frühen Mittelalter ein wichtiger Handelsweg. Bretten vereinigte damals infolgedessen einen so regen Verkehr in seinen Mauern, daß Merlan in seiner Topographie vom Jahre 1645 die Stadt den „Schlüssel zur Pfalz“ nannte. Anno 1777, also wenige Jahre vor der Reise der Dichtermutter nach Bretten, war die Straße auf 28 Fuß Breite erweitert worden, und auch die Fahrbahn von Stuttgart her war in gutem Zustand, was man damals darunter zu verstehen gewohnt war.

So konnten die Frauen also ruhig kommen. Die Fahrt ging ohne jealiche Störung glücklich vor sich . . . in Illingen machten die Herrschaften Rast, um zu Mittag zu essen. Wir wollen sie dabei nicht stören, sondern uns derweil in diesem Posthof umsehen: ein mächtiger weitausladender Bau, den die Finanzverwaltung des damaligen Herzogtums Württemberg in der Nähe der Kirche hatte errichten lassen, mit Zehntschauer, Zehntkeller, mit der Kelter und was sonst zur Durchführung einer Naturalwirtschaft an Gebäuden nötig war. Mit trozigen Mauern umgeben, hatte der Hof im Anfang des 19. Jahrhunderts, als die französische Revolution umstürzend und aufwühlend auch in die Einrichtungen Altwürttembergs eingegriffen hatte und die Fortführung jener Naturalwirtschaft des Staates zur Unmöglichkeit machte, eine ganz andere Verwertung und Bedeutung erhalten: er wurde der Posthof . . . und so, wie wir eben diese beiden schlichten Frauen darin haben absteigen sehen, um ihre einfache Kost zu sich zu nehmen, so kehrten während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darin alle jene Herrschaften ein, die durch die unruhigen Zeiten hin und her getrieben wurden. Es mag auch kein gekröntes Haupt in Europa gegeben haben, das hier nicht zu sehen gewesen wäre: ob das Napoleon war oder Friedrich Wilhelm der Dritte oder der Zar Alexander. Jedenfalls war diese Post in Illingen ein weit über die Grenzen hinaus bekanntes Gasthaus. Tag und Nacht war hier ein unruhiges Leben und Treiben. Zehn bis zwölf Postknechte standen mit etwa dreißig Pferden bereit, um jede Postkutsche oder jede regelmäßige und Extraposten zu befördern . . . es war die Zeit „des Poststalls und des Trab“, wie Scheffel singt. Jeden Mittag um 1 Uhr trafen die vierpännigen Eilwagen von Karlsruhe, von Frankfurt und Stuttgart in Illingen zusammen; die Knechte in ihren gelben Fräcken und schwarzen Hüten mit großen Kofarden sprangen herab vom Bock, öffneten den Schlag, lüfteten den Hut und wiesen die Fahrgäste mit unzweideutiger Geste hinüber ins Gasthaus, wo die Frau Posthalterin mit einem lederen Mahle auf sie wartete.

Die Rast von etwa 30 bis 40 Minuten war für unsere Reisenden vorbei, schon blies der Postknecht sein Lied, knallte mit der Peitsche, also Zeichen zum Aufbruch, die nicht überhört werden durften. Im Dezember dunkelte es früh und die Tage waren kalt und unfreundlich. Mutter Schiller wickelte sich fest in ihre Decke ein und lehnte ihren Kopf an die Schulter ihrer Tochter . . .

Mir ist es immer, als hätte ich den Namen des Posthalters Grub schon einmal gehört. . . ich glaube von Fritz, der von einem Grub erzählte, der mit ihm auf der Karlschule war. Ich will ihn doch fragen; erinnere mich, bitte daran, Fintel Ja, Mutter; jetzt schlaf nur ein bißchen, du wirst müde sein! . . .

Es war bereits Nacht geworden, als der Wagen vor der Posthalterei in Bretten hielt. Der Posthalter empfing die Frauen mit tiefer Verbengung, führte sie auf ihr Zimmer und erkundigte sich nach ihren Wünschen. Da erzählte ihm die Mutter, daß sie hier erwartet würden von zwei Männern, von denen der eine ihr Sohn sei. Wann sie wohl etwa kommen könnten, und wie weit es von hier nach Mannheim sei. Er gab, so gut er konnte, Auskunft und ließ das Abendessen auf die Stube bringen, weil sie allein zu sein wünschten. Und warteten und warteten. Die Mutter hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht und Fintel sah am Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Da, etwa um Mitternacht, hörte sie einen Reiter herantraben, der vor dem Hause hielt. . . es war Fritz, der Erschnte! Er stieg vom Pferde, fragte nach den Frauen, diese hörten die bekannte Stimme. . . und kaum gedacht, hielten sie sich auch schon umfassen. Freund Streicher, der ihn bei der Flucht von Stuttgart nach Deggersheim begleitet hatte, war in Bruchsal zurückgeblieben. . . er wollte das Wiedersehen nicht führen. Schiller hatte sich ein Pferd genommen. . . nun war er da!

Es ist über diese Begegnung in Bretten weiter nichts bekannt geworden; man kann sich ungefähr denken, was da gesprochen und verhandelt wurde, jedenfalls blieben sie drei Tage beisammen und sahen sich während dieser Stunden auch in der Umgegend ein wenig um. Sie machten einen Abstecher nach Knittlingen, wo sie in der Post einkehrten. . . und hier erzählte die Mutter von ihrem Aufenthalt in Illingen und fragte, ob er die Familie Grub kenne, die dort saß. Da erinnerte sich Fritz seines Freundes Ludwig Friedrich Grub, der mit seinem Bruder drei Monate nach Schillers Eintritt in die Karlschule ebenfalls aufgenommen worden war.

Die Abschiedsstunde schlug für die drei Glücklichen nur zu früh. Mutter und Tochter fuhren nach Stuttgart zurück, Schiller ritt nach Bruchsal, wo Streicher wartete. . . dann trennten sich auch sie und der junge Dichter strebte seinem Asyl in Bauerbach bei Meiningen zu, wo ihm seine Freundin Wolzogen ihr Haus zur Verfügung gestellt hatte.

\*

Wir aber kehren noch einmal nach Bretten zurück, um uns selber nach jener Familie Grub umzusehen, da sie für uns ein Stück Familiengeschichte darstellt, die bis nach Karlsruhe hinüber reicht. Herzog Karls Kammerdiener, Andreas Grub, hatte von seiner Frau Luise Barbara, Tochter des kaiserlichen Reichsposthalters Speidel in Knittlingen, vier Söhne, von denen die

beiden ältesten in Stuttgart geboren wurden. Der Kammerdiener bekam 1762 das Amt seines Schwiegervaters in Knittlingen, wurde also Posthalter, starb aber schon vier Jahre darauf. Die beiden erwähnten Söhne bezogen die Karlschule, ihre Mutter wurde Posthalterin und heiratete den Haushofmeister des Geheimrats von Gemmingen in Heilbrunn, Kauzmann, und starb 1790. Ludwig Friedrich studierte Rechtswissenschaft und verließ die Akademie im Herbst 1780. Er kam nach Frankreich als Hauslehrer und trat in den Fürstlich Thurn und Taxisschen Postdienst ein. Seine Stellung trieb ihn innerhalb kurzer Zeit im Reiche umher; wir finden ihn in Mannheim (1784), wo er mit Schiller in freundschaftlichem Verkehr stand, und da er rasch nach Rothenburg ob der Tauber abgerufen wurde, schrieb er von dort an den Dichtersfreund einen Brief, worin er sich erbot, für die Rheinische Thalia in der fränkischen Gegend, sowie in Regensburg, München und Augsburg, wo er mit den besten aufgeklärtesten Köpfen in Verbindung stehe, Liebhaber zu werben. Auch möge sich Schiller nur an ihn wenden, wenn er etwas mit den Reichsposten abzumachen habe. . . er wäre glücklich, wenn er dem Mannheimer Theaterpoeten einen Dienst erweisen könne. Bald darauf ward Grub Post- und Kommissions-Aktuar in Regensburg, dann kam er nach Schweinfurt, bis wir ihn in einer höheren Stellung in Köln finden. Er brachte es bis zum Hofrat mit einer Befoldung von 1970 Gulden. Und just in dem Jahre, da sein Freund Schiller starb, treffen wir Grub in Karlsruhe, wo er mit dem Kurbadischen Hof wegen einer Anstellung bei der Geheimen Kanale unterhandelte. Man riß sich um ihn, da man gehört hatte, daß es ein heller Kopf sei: die württembergische und die bayerische Regierung wollten ihn für den Staatsdienst gewinnen, aber er schüttelte den Kopf. Nachdem die Post an den Staat übergegangen war, sollte Grub als Postkommissar nach Eisenach veretzt werden, er winkte aber ab und kam um seine Entlassung ein. Er wurde mit 2400 Gulden pensioniert, bekam eine Extragrattifikation von 500 Gulden, mußte sich dafür jedoch verpflichten, „sich zu Verschickungen und Geschäften, wie Wir es angemessen finden, verwenden zu lassen“. Der Großherzog von Baden erlaubte es ihm, nach Bruchsal zu ziehen, wo es ihm aber nicht lange gefiel: er siedelte nach Karlsruhe über. Als Grub pensioniert wurde, war er Vorstand der Postdirektion; als er wieder nach der badischen Residenz zurückkehrte, (das war im Jahre 1814), wurde er es zum zweitenmal, da Herr von Kronfels zurückgetreten war.

Im Sommer 1816 standen in den Kurlisten von Baden-Baden auch die Namen von zwei Karlsruher Beamten: Staatsminister von Berckheim und Oberpostdirektor Grub. Sie waren gewiß befreundet und wollten sich von ihrem anstrengenden Dienst erholen und die heilsamen Wasser gebrauchen. Zwei Jahre später, am 18. Oktober 1818, starb Grub im Alter von 58 Jahren.

Doch da waren die Mutter Schillers und Fritz schon längst entschlummert.

## Gottlieb Graef / Geselligkeit

Und so finden wir uns wieder  
In dem heitern bunten Reihn.  
Schiller.

Die fränkische, von psälzischem Wesen durchsetzte Eigenart des Kleinbürgers meiner Heimat, sein Sinnen, Denken und Empfinden, sein Leben und Trachten tritt vornehmlich bei der Befriedigung seines Geselligkeitsbedürfnisses zutage. Lebhaften Geistes und witzbegierig, munter und mitteilsam, leichtblütig und leicht erregbar, zu Scherz und Neckerei allezeit aufgelegt, dabei aber sparsam, bescheiden und genügsam in den Ansprüchen an die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens, weiß er sich den Aufenthalt im Freundes- und Bekanntenkreis kurzweilig und heiter zu gestalten. Wiewohl ihm der Früh- und Dämmerstopp keine tägliche Lebensregel ist, kommt doch auch für ihn dann und wann der Augenblick, wo sich der Mensch zum Menschen sehnt, um sich im Schatten einer „Real-Schild-Wirtschafts-Gerechtheit“ von den Strapazen des Berufs und des Ehestands zu erholen. Im Zweifelsfall hat da der ehrsame Handwerksmeister, wenn er die Werkstatt nicht weiter ertragen zu können glaubt, jeweils ein erprobtes Mittel zur Hand, den unzeitgemäßen Durst äußerlich zu rechtfertigen und zu begründen. Flugs greift er nach irgend einem Merkzeichen seiner Meisterwürde und erscheint mit dem Hobel oder der Säge unter dem Arm am Ziel seiner Wünsche, während der Schlosser und der Schmied sich zuvor mit der ruhigen Hand mildernde Umstände ins Gesicht streicht oder der Maurer mit dem Besen Schurz und Stiefeln einen kleinen Spritzbewurf verabsolgt. Wiewohl die durstigen Meister vielleicht dieselbe Besorgnis haben wie ihre heldenpielenden Kollegen in Shakespeares „Sommerachtsstraum“, man könne ihren Arbeitseifer ebenso ernst nehmen und allenfalls nachprüfen wie der letzteren Spiel, kommen sie doch kaum in die Lage zu versichern, daß sie eigentlich keine Löwen, Wände und dergleichen seien, sondern daß nur harmlose Blaumacher in der Löwenhaut stecken. Im übrigen ist der Verlauf dieser Saturnalien ein durchaus unschuldiger, und die Würde des Bürgers bleibt dabei gewahrt.

Mit derselben unschuldigen Geschäftsmiene, mit der man zum Trinkquell gekommen, kehrt man wieder zur eigenen Häuslichkeit zurück. Doch das Auge der Hüterin des Hauses wacht, und alle nicht, die wiederkehren, mögen sich der Heimkunft freuen, viel-

mehr ist manchem an den häuslichen Altären nicht immer ein freundlicher Empfang bereitet. Um einen solchen sah sich einst auch der in der Pfarrgasse wohnende Schlosser Albrecht betrogen. Als dieser bei der Heimkehr vom Gelage um die Mittagsstunde in der Schillerstimmung „Seid umschlungen Millionen!“ die unmittelbar hinter der ebenerdigen Haustür aufsteigende einarmige Stodtreppe seines Hauses erflommen hatte, geschah es, daß oben sich wirklich zarte Arme sanft umschlingend öffneten, deren ungezügelter Drang jedoch mehr der Umarmung durch die eiserne Jungfrau der Nürnbergers Follerkammer glich, denn dem Willkommen einer liebenden Gattin. Da der also Empfangene augenblicklich für die zugebotene Aufmerksamkeit als passives Objekt nicht das nötige Verständnis hatte, suchte die energische Kantippe ihm solches eindringlich beizubringen. Dies verurteilte auf dem schmalen Hausgang eine bewegliche Szene, bei der das ringende Paar schließlich der Treppe zu nahe kam. Halb zog sie ihn, halb sank er hin, da war's um beide geschehen. Denn plötzliche wie die offene Hauspforte auf die um diese Stunde ziemlich belebte Gasse einen wirbelnden Menschenhaufen aus, der nach seiner Entwirrung sich bei näherem Zusehen als das streitbare Ehepaar entpuppte, worauf beide Teile verächtlich und geräuschlos sich in ihre Gemächer zurückzogen.

Von ruhigerer Gemütsart zeigte sich die Franken-Lisbeth, wenn sie im Laufe des Montag mehrmals in unserer Werkstatt erschien, ihren vom Morgen bis zum Abend wie angenagelt hinter dem Tisch neben der Einschenke sitzenden trinkfesten Eheleibten loszuweisen. Zu dem Behuf machte sie ihm bald ruhige ernste Vorstellungen, bald schalt sie ihn einen Lumpen und Tagelöhner, bald suchte sie mit süßen Schmeichelworten auf sein Gattenherz einzuwirken. Wenn dann, was fast immer der Fall war, alles nichts fruchtete, schlug sie resigniert den goldenen Mittelweg ein, indem sie sich zu ihrem Hauskrenz setzte, um nun selber ihm beim Leeren der vorgesezten Schoppen treulich helfend zur Seite zu stehen. Da geschah es nicht selten, daß der Alkohollenkel sie noch früher als ihren leistungsfähigen Gatten bemästerte und daß beide dann auf dem nächtlichen Heimweg im Zitzack als samtverbündliche Eheleute Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken forderten.

Am Abend nach vollbrachtem Tagwerk fanden sich einst in der Trinkkennate meines Elternhauses, im Herrenstübchen, am Stamm-

tisch die besseren Pfahlbürger des Städtleins zu einer ehrjamen Tafelrunde zusammen, die sich gegenüber jener Zwischenschoppen-gesellschaft verhielt wie die rechtmäßige Ehe zum galanten Abenteuer, würdige Vertreter deutschen Kleinbürgertums, verschollener Biedermeier- und seltiger Bundestagszeit, deren Zahl zwischen der der Grazien und der der Musen schwante. Den Stamm der Vereinigung bildete der Seifensieder Benzol, der Gerber Herrmann, der Schneider Schächner, der Drechsler Göhinger, der Schmied Herold, der Metzgerfriz und der Bäcker Leiß. Ein ehrenwerter Kreis biederer Handwerker, der dem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ Gottfried Kellers würdig hätte zur Seite gestellt werden können.

Wie gern lauschte ich als Knabe hinten auf der Ofenbank den gesehten Reden dieser Bürgerhonoratioren und Ritter der Gemüthlichkeit, wenn sie bedächtig an der langen Tabakspitze laugend und den Rauch behaglich hinausspaffend von ihrer Wanderschaft, von Kriegs-, Feuer- und Wasserstrot zu erzählen wußten. Der Bedarf an Politik war gering und wurde in der Hauptsache mit der Schleswig-Holsteinischen Frage gedeckt. Es waren die Tage, wo Deutschland noch im Schatten loyaler Sauerfrautländer gemüthlich aß, trank, dachtete und verdaut und das übrige Gott und dem Bundestag amheimstellte, jene Zeit, von der Heinrich Heine sang:

Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,  
Da hört' ich Deutschland schnarchen.  
Es schlief da unten in lauster Hut  
Von sechsunddreißig Monarchen.

Alles drehte sich im engsten Kreis. Ernstliche Meinungsverschiedenheiten gab es nicht, es war eine genügsame Zeit, und Ruhe des Bürgers erste Pflicht.

Da war zunächst der kleine Seifensieder, den seine vergnügliche Philisterseele des Weltklaus's Glend und Sorgen leicht tragen ließ. Ungeachtet seiner soliden Lebensweise und Sparsamkeit pflegte er der bisweilen an ihn herantretenden Versuchung, einen Schoppen über den Durst zu trinken, in respektvollem Gedenken der gestrengen Gattin, jeweils mit der ergebungsvollen Hyperbel „Reinethalben! Wann aa e Kederle verreckt!“ Folge zu leisten. Im Gerber offenbarte sich sowohl die Würde und der Stolz des in deutschen Landen vielgewanderten Meisters und respektablen Stadtrats, als auch der den reichritterschaftlichen Adelsheimern angeborene untertänige Respekt vor der Orts Herrschaft, dem „Gnädigen Herrn“, und vor der hohen Obrigkeit überhaupt, eine Eigenschaft, die den Bewohner des feudalen Frankenslands wesentlich vom freiherrlichen Alemannen unterscheidet. Die wohlhabenden Worte des mit Grandezza auftretenden Schneiders verrieten den in der vornehmen Modewelt bewanderten, von Pariser Kultur belebten Meister von der Nadel. In Gedanken und Worten der gewandteste war der Drechsler, den sein Meißer gleichfalls weit in der Welt herumgeführt hatte und aus dessen Reden und

Gebärden allenthalben der Schalksnarr sprach. Jeder Situation wußte er eine lustige Seite abzugewinnen und selbst den ernstesten Gesprächen eine heitere Wendung zu geben, weshalb in seiner Gegenwart die Unterhaltung nie auf trockene Bahnen geriet, sondern den Humor reichlich zu dem ihm gebührenden Recht kommen ließ. Andererseits geschahen die vereinzelt Gedankenäußerungen des wortkargen Schmieds mit würdigem Ernst und Nachdruck, während der Metzgerfriz den krateelenden Aufschneider und sorglosen Jünger Epikurs abgab. Am meisten mutete mich die wohlthuende Ruhe und milde Abgeklärtheit an, mit welcher der alte Bäcker Leiß in etwas schwäbelndem Tonfall der Rede seine Erlebnisse und Gedanken zum besten gab. Er erschien mir in solchen Augenblicken als ein Gamaliel an Weisheit, als ein vollendeter Philosoph, als der Inbegriff der Zufriedenheit und Behaglichkeit, als die Verkörperung eines stillen Glücks. Obgleich ich damals noch nicht Ciceros Lobesphrasen *De senectute* gelesen hatte, wünschte ich in meiner kindlichen Einfalt auch ein alter Mann zu sein, um frei von aller Unruhe und Plage in behaglichem Frieden ein ebenso beschauliches Dasein führen zu können wie der alte Leiß. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Heute, nachdem ich mittlerweile das ersehnte Alter erreicht habe, möchte ich wieder das Kind auf der Ofenbank sein, um die Welt samt ihren Sorgen, Enttäuschungen, Mühen und Kämpfen immer noch mit solch harmlosen Augen betrachten zu können wie einst den biederer Bäckermeister. So ist der Mensch. In keiner Lebenslage fühlt er sich wirklich glücklich und zufrieden. Immer sehnt sich sein unruhiger Geist aus einer Lage in die andere, wo er das reine Glück zu finden glaubt, um schließlich zu erkennen, daß es ein solches auf Erden überhaupt nicht gibt, daß vielmehr das Leben, wenn's köstlich gewesen, eitel Mühe und Arbeit gewesen ist.

Seinen offiziellen Ausdruck findet das gesellige Leben meiner Landsleute in den verhältnismäßig zahlreichen Vereinen, die gesellschaftlichen, wohlthätigen, sportlichen, politischen, konfessionellen und sonstigen Zwecken dienen. Zum Teil offenbart sich hier auch die Herdentierart des Menschen, den oft allein schon das Bewußtsein, mit Artgenossen zusammen zu sein, in Wohlbehagen und in eine zufriedene Stimmung versetzt. Dieses wohlthuende Gefühl der Zugehörigkeit zu einer menschlichen Vereinigung empfand ich in den Knabenjahren einmal stark, da ich als zehnjähriges Mitglied des örtlichen Turnvereins, mit dem bei einem Freisturnen erworbenen schwarz-rot-goldenen Siegerband auf der jungen Gedenkrust geschmückt, unter den schmetternden Klängen der voranschreitenden Musikkapelle meinen Einzug in die Vaterstadt hielt. Ich kam mir da vor wie ein mit dem Vorbeerreis ausgezeichneteter Sieger von Olympia oder wie ein ruhmgelohnter Kriegsheld der Bonapartischen Zeit, auf den vier Jahrtausende bewundernd herabzuschauen. Treffend geben solchem Geselligkeitsgefühl die Goethe'schen Worte Ausdruck:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,  
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

## Friedrich Reim / Stimmen der Wüste.

— laßt die Finger davon. Schon viele versuchten den Schatz zu heben. Die Goldader zu finden, die das Quarzriff durchzieht. Das Quarzriff, welches nur ab und zu aus dem Sand der Wüste aufsteht.“

„Ho, Alter, wer nicht wagt, kann nie gewinnen!“

— oder dem Tod entriunen! Ich kenne die Wüste vierzig Jahre. Soll ich Euch von Tom und Ede's Ende berichten?“

„Laßt hören.“

„Glühender Brodem umhüllt zitternd die Landschaft. Rotes Gestein, von nie ruhenden Händen zermürbt. Zerrißener Boden. Schwarzgebrannte Gräser und welke Büsche. Einzelne Baobab-bäume, der Blätter entlaubt, heben weitausgestreute wuchtige Äste klagend zum bleigrauen Himmel. Nur der Sand knirscht leise unter der Faust der Tyrannen. Nur einige Baobabbäume, Termitenhügel, spärlicher Scrubb, dann bläselot schimmernde Weite von erstarrten Sanddünen gewellt. Der Friedhof alles pflanzlichen und tierischen Lebens. Doch dem Fuß des Menschen bietet er weder Halt noch Hindernis. Der Loder des Goldes dringt über die Wüste, über Millionen Gräber. Er lodt alle, wie Motten zum Licht.“

Eine feine Staubwolke umwirbelt müde Füße. Tannelnd, von der Hitze betäubt, schwanken zwei verlorene Gestalten gen Westen. Strass gespannt ist die Haut über den edigen Jügen — über knöchigen Händen. Fieberlich flackern die glühenden Augen — Wahnsinn. Hinter dem Paar schreitet mit lautlosen Schritten, grinsend, der Tod. Dahin ist ihre Vernunft. Dahin die Würde des Menschen. Verlorene Kreaturen. Ausgebraunt der zum Handeln gebietende Verstand. Wie Kinder tanneln beide von Düne nach Termitenhügel. Planlos hin und zurück. Grinsend hält sie der Tod fern von dem neuen Leben spendenden Raß, nur — zweihundert Meter im Westen.

Der eine fällt vornüber auf das Gesicht. Die verkrampften Hände krallen sich in den glühenden Sand. Er erhebt sich nicht wieder, denn der Tod sitzt ihm im Nacken. Achlos, stumpfsinnig schwankt der Gefährte weiter. Doch am Termitenhügel scheint ihn eine Erleuchtung zu treffen. Nicht nach der Düne kehrt er zurück, sondern hebt ruckartig den Kopf nach Westen. Ist es die Stimme des vor Jahrtausenden überwundenen Tieres, die lodt? Die be-

zieht: dorthin! Schneller wird der Schritt des Erschöpften. Geradeaus nach der Welle (Wasserloch) gewendet, bleibt sein nichtsehender Blick. Die längst vergessene Stimme der Natur trägt nicht. Bald steht er knietief im Wasser. Unfassbares Stammen durchwühlt seine Jüge. Verloren gleiten die suchenden Hände durchs Wasser. Ohne zu trinken, bricht er lautlos zusammen: „Ich will dich haben für immer“, murmeln die kleinen Wellchen, die sich hüpfend über dem Fremdling schließen. Am Ufer tanzt triumphierend der Tod. Fährt wie ein Windstoß von dannen. Weit ist sein einträgliches Arbeitsfeld.

Tom und Ede werden ihn nie mehr belästigen. Doch wenn ein Wirbel-Wirrl (Sandsturm) den Sand bis zum Himmel schleudert, wenn böse Geister der Lüfte sich regen, dann schweben zwei Goldsucher heulend und wimmernd durch die Dünen. Wehe dem Lebenden, der ihren Weg kreuzt. Im Nu ist sein Wasserjack trocken. Todende Stimmen führen ihn weiter und weiter hinweg vom dem kühlenden Raß. Auch Tom und Ede wollen ihre Kameraden haben. Groß ist die Schar ihrer Gefährten geworden. Laut ihr Wimmern und Stöhnen, das selbst den Sturm überdönt. Doch ihr Schatz ist von keinem gehoben.

Wanderer ohne Ziel, du vom Loder des Goldes Betörter, höre die Warnung: Färbt sich im Osten der Himmel tiefviolett, schwebt über dem Horizont eine rotbraune Wolke, so eile zur Welle. Verkröche dich tief in die schützenden Decken. Nur so kannst du Tom und Ede entgehen. Doch ist dein Herz voll Begierde, kann nur das harte, gelbgelänzende Metall deine Wünsche befriedigen, dann hüte dich. Tom und Ede's Flüster werden auch dich betören und auch du wirst dein Grab in der weiten, öden Stille finden!“

Also sprach der alte Viehhirte am Kibron. Doch sein junger Zuhörer schüttelte unwillig die blonden Locken: „Aber-lauben, Alter! Wir und unsere Zeit sind über solchen Blödsinn erhaben. Zudem haben wir in der Schule gelernt, die Schätze des Bodens leichter zu finden wie ihr!“

„Uns lehrte kein Buch, auch kein Meister. Nur die Wüste und die Wildnis verriet uns Geheimnisse, die in keinem Buch aufgezeichnet sind!“

„Gättet Ihr fünfzig Jahre später gelebt, würdet auch Ihr anders reden!“

„War Euer Lehrer ein Viehhirte, Prospektor? Kurz — ein Buschmann?“

„Nein, mein Alter!“

„Aber Wasser konnte er „riechen“?“

„Ich glaube kaum! Doch er würde nie ohne genügenden Wasservorrat etwas unternommen haben!“

„Hört junger Mann, es ist gut und nützlich, aus dem Buch der Wissenschaft zu schöpfen, doch nur vollkommen wird das Wissen, wenn man das Buch der Natur damit zu vereinigen weiß!“

„Ah bahl das sind rückständige Begriffe. Die Natur ist immer eine leichte Beute für den, der sie zu nehmen weiß!“

„Gut, ich habe Euch gewarnt. Doch ich bleibe dabei: Die Gefahr ist größer, als wie sie in Eurem Buche steht!“

„Oho, Alter, wollt Ihr mir bange machen?“

„Nein! Furcht kommt von selbst. Ich warne nur vor dem Wege, der in Tom und Edes Gebiet führt!“

„Aberglaube!“

„Gut, laßt es Aberglauben sein! Doch nehmt noch ein zweites Pferd und eiliche gefüllte Schläuche mit. Der Weg ist nicht weit. Vergeßt jedoch nicht, daß er im weichen Flugand sich mehr als verdreifacht!“

„Danke für die Belehrung! Doch ich gehe! Am Abend bin ich zurück. Ist es doch für meinen Schimmel nur ein Spazierritt!“

„So reitet! Vergeßt jedoch Tom und Ede nicht!“

„Hahaha! Ich werde nicht vergessen, sie vom alten Billy zu grüßen!“

„Daran ist kein Zweifel!“

Weit öffnet sich die Pforte der Wüste dem Wagemutigen. Verlockend grüßen die ersten Strahlen der Sonne. Weiterhaft verbirgt sie ihr wahres Gesicht in freundlichem Morgenrot. Jauchzend empfindet der Jüngling die weite, ungehemmte Freiheit. Nur der treue Träger schnuppert besorgt gen Osten. Wie ein glühender Ofen umhüllt eine Wolkenbank das Gestirn. Dampf noch die sengende Glut. Im munteren Trab treibt der Jüngling das Rob zur Elle. Lautlos verfliegen die Schritte im verschlingenden Sand. Weiter — immer weiter. Höher steigt die Sonne. Das freundliche Rot weicht der weißglühenden Hitze. Kühlung, Erfrischung spendet der Wasserschlange. Auch der Schimmel trinkt in langen Zügen das im Felsbrot gereichte Labfal. Im Osten zeigen sich die zackigen Umrisse eines Felsen. Kein Zweifel, es ist Tom und Edes Quarariff. Das Riff, das die Goldader birgt, wie ihre Aufzeichnungen der Nachwelt berichteten.

Tief graben sich die Sporen in die Seite des Pferdes. Stöhnend folgt es dem harten Jügel. Der Schimmel blickt hastig zur Seite. Er sieht die Gestalten, die aus dem Nichts gekommen, nun an seiner Seite schreiten. Kein Tier vernimmt den Lärm des Goldes. Doch ein Tier kennt den Wechsel, den er in der Seele des Menschen hervorbringt. Der Schimmel kannt. Ist das der Herr, der fürsorglich Bedachte, der mit zitternden Händen den Pöbel schwingt, ohne sich Zeit zu nehmen, die Last von seinem Rücken zu tun? Ist das der Herr, der im wahnwitzigen Tanze, einen Stein in die Höhe haltend, um die eigene Achse wirbelt? Der Herr, der, ohne aufzublicken, gräbt und schaufelt, der den Schweiß nicht achtet, der von seiner Stirne rinnt. Neugierig tritt der Schimmel näher. Ein wütender Schlag scheidet ihn zur Seite. Nein, das ist nicht der alte Herr. Kein fühlender Mensch, wohl aber ein Tyrann geworden. Doch noch ist es Zeit, aus dem Bereich der verschlingenden Augen zu kommen. Fort trotzt der Schimmel.

„Bob!“ Heiser durchzittert der Schrei nach dem Pferd die bleierne Stille. Doch nur ein hohes Summen, ein Heulen und Kreischen antwortet. Rot — rot, wie eine erlöschende Kohle ist die Sonne. Nicht am westlichen Horizont ist ihr Standort, sondern hoch, senkrecht am Himmel. Von Osten wälzt es sich heran — eine rotbraune Mauer — der Sandsturm.

Millionen Körnlein rieseln herab. Milliarden wirbeln zum Himmel empor. Im atemraubenden Staub wälzt sich der Jüngling, den Arm gegen die brennenden Lippen gepreßt. Tom und Ede stehen an seiner Seite. Heben ihn empor und wirbeln ihn bis zum nächsten Dünenkamm. Höhnend schleudern sie ihn hinab ins Tal. Nichten ihn wieder auf, ehe der niederkommende Sand ihn bedeckt. Wild krampfen sich die Hände des mit dem Erstickten Ringenden ins Leere. Nein, nicht ins Leere. Tom und Edes Augen sind immer bereit zu greifen, zu führen — weit hinweg von menschlicher Hilfe.

Immer mehr verbunkeln sich die Sinne des Schmachthenden. In Fegen reißt er die Kleider vom Leibe. Mit verkrallten Händen wühlt er im Sand das eigene Grab. Und der Sand fällt. Milliarden Körnlein türmen sich hoch zum Grabhügel empor.

Tom und Ede wissen ihre Opfer vor den Blicken der Lebenden zu verbergen.

Am Campfeuer aber blickt ein alter Viehhirte in die Augen des verstaubten Schimmels. Sie sagen mehr als Worte. Sie haben die beiden Schnitter Tom und Ede gesehen, noch mehr aber in den Augen des Lebenden: die Bestie im Menschen.

## Henne Fath = Kaiser / Der Brandstifter

(Schluß.)

Dann hört er eines Tages: drüben überm Berg ist ein Sägewerk abgebrannt. Schauerlich großartig wogte das klare Feuermeer über den trockenen Holzstapeln. Dem Beda wird es weh und bitter ums Herz, daß er das schöne Feuer nicht miterleben durfte. Er krampft die Fingernägel in die Handflächen vor Zorn und Enttäuschung und greift dann trostlos in die Hosentasche, wo die Bündelholzschachtel schon seit Tagen wartet. Zum zwanzigsten Male versichert er sich, daß das Täfelchen mit dem goldenen Phönix auch wirklich über der Haustüre hängt, und auch drüben beim Vetter Schollisepp. Eigentlich würde er dem Vater am liebsten den neuen Hof gönnen. Er sieht ihn schon fix und fertig vor sich mit leuchtendem Ziegelbach und weiß verputzten Wänden, mit sauberen Ställen und geräumiger Stube. Aber da ist etwas in ihm, das will nicht zupacken; er kann dem alten Holzhaus nichts zuleid tun, das will auch leben so gut wie Mensch und Tier . . . überhaupt . . . eigentlich ist er doch noch recht klein für eine so große Tat, und vielleicht wäre es am besten, wenn er noch viel kleiner wäre.

Aber nun steckt einmal das Feuer in ihm und will heraus, und eines Tages brennt, weiß Gott, der kleine Schletterhaufen, den Beda in der Scheune des Schollisepp spielerisch errichtet hat. Nein, wahrhaftig, kein Mensch kommt in die Scheune, jetzt, um die hellste Mittagszeit, die Fütterungsstunde. Und der Bub hat doch gerade jetzt gezündelt, um dem Schicksal noch einen rechten Handgriff zum Einhalten zu geben.

Beda schleicht durch den Obstanger und über die Dorfstraße hinaus zur Viehweide, wo immer ein paar Jungen die Kühe hüten. Gleich fängt er Krach an, prügelt sich mit ihnen herum, weil die Aufregung, das Herzklopfen und das Zähneklappern doch eine Ursache haben müssen. Auf einmal wimmert das Kapellen- glöcklein jämmerlich, hilfeheischend. Die Buben stutzen, kriechen dann lauthals: Feuer! Feuer! und rennen davon. Der Beda ättert so erbärmlich, daß er keinen Schritt tun kann, ganz entgeistert starrt er hinüber zum Euerdors, wo der Schollhof liegt. D, dort geht jetzt ein heller Schein auf und wächst und wächst herrlich und schaurig in den blauen Mittag hinein, und da schlägt eine Flamme hoch wie eine glühende, aierige Schlange, die gegen den Himmel züngelt. Aber der Wind fällt sie an, voll Lust und Schadenfreude, zerreißt sie und wirft die glutenden Fegen weit hin über die Strohdächer, die sich buckeln und bucken und sich in der grellen Mittagshelle vor den neugierigen Feuerbügel noch nicht verstecken können.

Endlich findet der Bub die Gewalt über seine Glieder wieder und stürzt davon. Nicht nur die Beine fliegen über den Erd-

boden dahin, mit den Armen rudert er, mit dem Kopf durchschlägt er die heiße Sommerluft, als wäre sie ein Feind, der sich entgegenstellt, schreiend, brüllend, rasend vor Lust und Aufregung rennt er der Brandstelle zu.

Auf einmal stockt er wie zurückgeschleudert, der Mund bleibt offen im Schrei, die Augen treten ihm aus den Höhlen, dann bricht ein schrecklicher gurgelnder Laut zerreißender Angst und Not aus der Bubenkehle. Beda stürzt vorwärts, als wolle er mitten hineinlaufen ins glühende Feuer, ins Feuer, das schon drei Höfe und auch das Vaterhaus ergriffen hat . . .

O, das Haus! Das geliebte, das einzige, das schönste Haus auf der Welt! Er hat es doch nicht angezündet! Es darf, es darf nicht verbrennen. Jetzt erst weiß der Beda, wie lieb er es hat. Die dicke Strohhaupe, die Geranienstöcke auf der braunen Holzlaube, der Schulranzen, die geweihten Palmbüschen im Herrgottswinkel . . . oh . . . und . . . und die Rabe hat doch Junge. Wer denkt an die! . . . Man muß den Buben bändigen, fortführen, einschließen. Er heult und rast und tobt, bis er stumpf und erschöpft zusammenfällt. Jetzt hat das Leben nach ihm gegriffen, und er war zu schwach, es zu ertragen.

Die Eltern hatten sich rasch gefaßt. Bereits am folgenden Tag begannen die Aufräumungsarbeiten auf dem Brandplatz. Der Sommer war vorgeschritten, jede Stunde mußte genützt werden, wollte man vor Winteranfang das neue Haus beziehen. Beda sah stundenlang vor den Trümmern, suchte zwischen den verkohlten Balken herum und brach in Tränen haltlosen Schmerzes aus, wenn er die Scherben eines Topfes fand, der einst in der alten rauchschwarzen Küche gestanden.

Dann wurde gar der Schollisepp, als der Brandstifter verächtlich, in das Amtsgefängnis der Talstadt gebracht. Der Bauer hatte die Nachricht schreckensbleich der Mutter zugerannt, keines hatte in der eigenen Verstorung ein Auge auf den Buben, aus dessen Augen letzte Verzweiflung schrie. Still schlich er hinaus.

Am Abend kam er nicht nach Hause. Nach zwei Tagen fand man ihn erschöpft, halbirr im Walde. Wie eine Erlösung stöhnte er sein Geständnis aus sich heraus.

Alle Basen schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Der Vater fluchte, die Mutter weinte. Womit hatten sie solch eine Gottesstrafe verdient? Die Fürsorgeerziehung drohte, damit der Untergang. Wenn nicht Bedas junger Lehrer gewesen wäre, der seinen Schüler kannte und hinter der Tat nicht frühe Verborbtheit, sondern den hilflosen Lebensdrang einer heißen und phantastischen Seele gesehen hätte . . . Nie hat Beda, der weltkundige Kaufmann, seinem Lehrer zu danken aufgehört.